

Ansprache zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. George Sessous

Von Ludwig Pielen, Bonn.

Magnifizenz!

Spektabilität!

Hohe, festliche Versammlung!

Es ist wahrlich ein froher und festlicher Anlaß, der uns heute hier auf akademischem Boden versammelt hat. Die Aufforderung des Herrn Dekans, Ihnen, meinem verehrten Lehrer und Doktorvater, die herzlichsten und besten Wünsche zugleich im Namen aller früheren Schüler und Mitarbeiter darbringen zu dürfen, betrachte ich als besondere Auszeichnung.

Ihre beruflichen und wissenschaftlichen Leistungen sind aus berufenerem Munde gewürdigt worden. Lassen Sie mich als langjährigen Mitarbeiter in dieser festlichen Stunde den akademischen Lehrer und den Menschen Sessous feiern.

Dabei muß ich den Jubilar und diese festliche Versammlung um Nachsicht bitten, wenn gelegentlich die rheinische, etwas leichte Art der Feierlichkeit der Stunde nicht immer gerecht werden sollte, und Ernstes und Heiteres gemischt werden, wie es im Leben des Jubilars auch der Fall war.

Ich darf eingangs feststellen, daß Sie, verehrter Herr Sessous! heute weder Geburtstag haben noch 80 Jahre alt sind. Vielmehr hat die Hochschule ex autoritate sua den Geburtstag des Jubilars vorverlegt und damit ein 80 Jahre zurückliegendes Geschehen korrigiert. Nun, ich möchte annehmen, daß man gründlich und exakt, wie es sich für eine wissenschaftliche Institution versteht, errechnet hat, daß bei 80 Jahren eine Differenz von 2 Tagen innerhalb der Fehlergrenze liegt und variationsstatistisch gesichert ist. Damit wären zugleich die Behauptungen der medizinischen Wis-

senschaft widerlegt, daß solche Abweichungen nur für den ersten Geburtstag toleriert werden könnten.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß sich mit Ihrem 80. Geburtstag, wenn auch nicht auf den Tag genau, Ihre 30jährige Zugehörigkeit zum Gießener Lehrkörper und als Bürger dieser Stadt jährt. Ich glaube, ich sage den hier Versammelten nichts Neues, daß der gebürtige Berliner ein begeisterter Gießener Bürger und trotzdem ein unverkennbarer Berliner geblieben ist, mit der Schlagfertigkeit und dem Witz im besten Sinne des Wortes, der diesen Menschenschlag auszeichnet. Bei dieser glücklichen Synthese ist es nicht zu verwundern, daß die Anhänglichkeit an die Wahlheimat Gießen beim Jubilar mit einem starken Zugehörigkeitsgefühl zur Vaterstadt Berlin gepaart ist. Bei der anstrengenden Tätigkeit im Forschungsdienst, die zwangsläufig mit häufigen Reisen verbunden war, empfanden Sie es als besondere Gunst des Schicksals, daß diese Reisen vornehmlich nach Berlin führten. Wir, die Mitarbeiter, hatten immer den Eindruck, daß eine Berlinreise auf den Jubilar sozusagen wie ein Lebenselixier wirkte, das dem angeborenen Humor und Witz neuen Auftrieb gab.

Lassen Sie mich auch für das letztere ein paar kleine Episoden bringen, so, wie sie mir diese Stunde gerade eingibt: Ich hatte als Assistent häufiger das Vergnügen, Prüfungen als Beisitzer beizuwohnen. Auch den Studenten war selbstverständlich die Passion des Jubilars für die Sojabohne nicht unbekannt geblieben. Auf dieses Spezialthema bereiteten sie sich entsprechend vor. Mit List, manchmal geradezu mit Gewalt, suchten sie den Examinator auf dieses Thema zu bringen. Die „Gewalt“, vielleicht war es auch mehr ein letzter verzweifelter Versuch, wenn der Kandidat bei der Prüfung mit seinem Latein am Ende war, drückte sich etwa in der Wendung aus: „... und dann haben wir auch noch die Sojabohne“. Solche Frontalangriffe parierte der Examinator mit der Entgegnung: „Dann wissen Sie mehr als ich, wir versuchen nämlich erst, durch Züchtung die Sojabohne zu bekommen!“

Bei einer anderen Gelegenheit sollten die Kandidaten — es waren Veterinärmediziner — Sonderkulturen nennen. Die Soja war in diesem Zusammenhang schon behandelt, und die Kandi-

daten nach Ausschöpfung des Themas Soja wie vernagelt. Mit der in echtem Berlinerisch gestellten Frage: „Roochen Se?“ wollte der Examinator dem Kandidaten auf die Sprünge helfen. Nun war diesem inzwischen eine vermeintliche Sonderkultur eingefallen. Froh, sein Wissen an den Mann bringen zu können, und ohne die Zwischenfrage zu beachten, kam wie aus der Pistole geschossen die Antwort: „Ja, Hanf, Herr Professor!“ Darauf der Examinator: „Mensch, roochen Sie aber ne Marke!“ Bei einer ähnlichen Gelegenheit versuchte der Jubilar, durch eine unmißverständliche Handbewegung den Kandidaten darauf zu bringen, daß an der Entstehung der Moore Wollgras beteiligt sei. Ohne Erfolg. Als ich nach der Prüfung meinte, es sei bei der nicht gerade üppigen Haarpracht für den Kundigen schon nicht leicht gewesen, diese Eselsbrücke zu begreifen, antwortete mein verehrter Chef mit dem Goethewort: „Auch das kleinste Haar gibt seinen Schatten.“

Ja, verehrter Jubilar, wenn ich das damalige Zitat in übertragenem Sinne anwenden darf, so wären schon vor 20 Jahren bei Ihnen die Vorbedingungen für ein Leben mit wenig Schatten vorhanden gewesen. Das Schicksal aber war anderer Meinung, und wir, Ihr Mitarbeiter- und Freundeskreis freuen uns von Herzen, daß der Mantel der Zeit schweres Leid und manche persönliche, unverdiente Zurücksetzung zugedeckt hat und Sie sich nunmehr eines — wenn dies Ihre Natur zuließe — geruhsamen Lebens als Emeritus erfreuen dürfen.

Sie haben mir in einem Gespräch einmal Ihre Enttäuschung darüber zum Ausdruck gebracht, daß Sie kein größeres wissenschaftliches Buch der Nachwelt hinterlassen. Nun, ich bin der Meinung, die sich im übrigen mit der dafür kompetenterer Kollegen deckt, daß Sie sich, von vielen kleineren wissenschaftlichen Arbeiten abgesehen, als Initiator und Mitherausgeber des Handbuchs der kolonialen Landwirtschaft einen ehrenvollen Platz im Schrifttum der Landwirtschaftswissenschaft gesichert haben. Dieses Handbuch gilt auch heute noch als das deutschsprachige Standardwerk. Und noch eines möchte ich gerade in diesem Kreise und in dieser Stunde sagen: ich erwähnte vorhin Ihre Tätigkeit im ehemaligen Forschungsdienst der Landwirtschaftswissenschaften. Ihre Kollegen wußten es damals und wissen es auch heute

noch zu schätzen, daß in den kritischen Jahren an der Spitze der Fachsparte Acker- und Pflanzenbau ein Mann von untadeligem Charakter stand, der nach objektiven Maßstäben die Forschungsarbeiten steuerte. Ihrer damaligen aufopferungsvollen Tätigkeit im Dienste der Gesamtheit danken es die Kollegen, daß sie damals in die Lage versetzt wurden, unabhängig und ungestört zu arbeiten.

Wenn heute so viele Ihrer ehemaligen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen z. T. von weit her zu Ihrem Geburtstag geeilt sind, so drückt sich darin wohl mehr als Worte dies vermögen, die Verbundenheit und Anhänglichkeit zum alten Chef aus. Es ist gerade für den jüngeren Menschen ein unschätzbares Glück, einen Vorgesetzten zu haben, der nicht nur achtungsgebietender Vorgesetzter ist, sondern zu dem man auch persönliche Sorgen und Nöte hintragen kann. Wenn ich alle Gloriele, mit denen wir Menschen die Vergangenheit zu betrachten pflegen, beiseite lasse, so waren und bleiben Sie für uns der Vater des Institutes. Es ist wohl niemand zu Ihnen gekommen, das gilt auch für die Jahre, in denen Sie selbst der Hilfe am meisten bedürftig waren, dem Sie nicht mit Rat, aber auch mit der Tat geholfen hätten. Das persönliche Ergehen der Ihnen Anvertrauten war Ihnen immer genau so wichtig wie die fachliche Arbeit. Dabei stand die berufliche Förderung Ihrer Mitarbeiter an erster Stelle. Aber auch das rein Menschliche und Persönliche bezogen Sie in Ihre Fürsorge ein. So entsinne ich mich noch mit Vergnügen einer eingehenden Belehrung, die Sie mir als erfahrener Familienvater vor meiner Heirat zuteil werden ließen, die etwa in den Ratschlag gipfelte: „In den ersten zwei Monaten müssen Sie die Zügel stramm in die Hand nehmen, dann haben Sie gewonnen!“ Ja, mein verehrter Doktorvater! Ich war damals noch jung, ich habe Ihre weisen Ratschläge leider in den Wind geschlagen, und so blieb es mir nicht erspart, die gleichen Stationen durchlaufen zu müssen wie Sie: zuerst Kampf um die Vorherrschaft, dann Ringen um die Gleichberechtigung und zuletzt hinhaltender Widerstand um die nackte Duldung. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß diese Etappen vielleicht die Voraussetzungen dazu sind, auch einmal in Gesundheit den 80. Geburtstag feiern zu können, - *quod est demonstratum!* Und damit darf ich auch an Sie, verehrte Gnädige Frau, einige Worte rich-

ten. Sie haben durch viele Jahre und Jahrzehnte, mit vielfachem Ortswechsel, beginnend an den fernen Gestaden Samoas, über alle Zwischenstationen, bis Sie hier in Gießen Ihre endgültige Bleibe fanden, durch glückliche, aber auch durch schwere Zeiten Ihren Gatten begleitet. Sie haben das nicht immer beneidenswerte Los der Frauen geteilt, deren Männer im öffentlichen Leben stehen. Männer, die gewöhnlich von ihrem Beruf absorbiert werden, die wenig Zeit für die Familie und die vielen kleinen Sorgen des Alltags haben, sich dadurch auch nicht ablenken lassen wollen. Das gilt besonders ausgeprägt für die Spezies der Professoren. Hier fällt den Frauen die Aufgabe zu, die Realitäten des Alltags zu meistern, damit der Mann sich voll und ungestört seinen beruflichen Aufgaben widmen kann. So haben diese Frauen — und das gilt auch für Sie, verehrte Gnädige Frau — einen zwar indirekten, aber nicht zu unterschätzenden Anteil an den beruflichen Leistungen und Erfolgen des Mannes, und sind damit berechtigt einbezogen in den Dank und die Ehrung, die heute Ihrem Gatten zuteil wird.

Lassen Sie mich, verehrter Jubilar, schließen mit einem Satz, den der Herr Bundespräsident als Leitwort seiner Eröffnungsrede auf der diesjährigen Hauptversammlung der Max-Planck-Gesellschaft voranstellte: „Daß es gut ist, dankbar sein zu können und danken zu dürfen“.

Möge der Herrgott Sie uns allen noch lange bei guter Gesundheit erhalten!